Hülsdorfer Sonntagsblatt

Belletristische Beilage zum „Hülsdorfer Volksblatt".

(Verantwortlicher Redakteur: Fabier Weber.
Druck und Verlag der Actien-Gesellschaft Hülsdorfer Volksblatt in Hülsdorf.)

Nr. 3. Sonntag, 15. Januar. 1893.

Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem heil. Johannes II, 1–14.

Inhalt: Jesus wirkt auf der Hochzeit zu Kana durch Verwandlung des Wassers in Wein sein erstes Wunder, um insbesondere seine ersten Jünger im Glauben an ihn, als den verheißenen Messias zu stärken.

Zum Feste des heiligsten Namens Jesus.

Name, zart wie Blütenflocken
Hehr, wie Ruf von Festtagsglocken,
O, die mich das Herz frohlocken,
Daß so gern sich dir vertraut;
Stürme, die es niederwürfen,
Stäubtgen die bitterscharfen
Winterfrösche, wenn wie Harfen
Uns erklingt dein Himmelslaut!

Bist so lieb wie Rosenknospen,
Die von Lilien rings umschlossen,
Bist wie Oel, das ausgegossen,
Mild in heiße Wunden quillt;
Wer dich ruft, er wird gerettet,
Wer an grausem Schmerz gekettet,
Wird auf Hoffnungsflaum gebettet,
Alles Weh' dein Trösten stillt!

So erquickt kein Waldesfrischen
Mit den kühlen Grün der Moosen,
Weit du uns von dort beschieden,
Als dein Wunderklang erquickt;
Bist der Name vom Befreier,
Der zerpflückt den Sündenschleier,
Daß in heil'ger Friedensfeier
Freud das Herz nach oben flickt!

Wer, wenn's Glück zerbrach in Scherben,
In dem Elend und Verderben
Nur dein Heil nicht ließ erterben,
Flicht von der sich glückumweht;
Auf den steil'ren Wunderstellen,
Wo die schärfsten Dornen schwellen,
Kann ein Stab gar nicht zerschellen;
Jesus, der zum Schutz ihm steht.

Namen, wer sich je besessen,
Wird den Heiland nie vergessen,
Der uns Gnaden zugemessen
Blumenfüß und ohne Zahl!
O, so sei und Gottesfahne,
Leitstern unserm Lebenskahne,
Daß uns treu dein Zeichen wahne
An des Himmels Hochzeitsmahl!

Jesus und Maria auf der Hochzeit zu Kana.

Der es nicht verschmähte, die Gestalt des Knechtes anzunehmen, verschmähte es auch nicht, zur Hochzeitsfeier der Knechte zu kommen. Der mit Zöllern und Sündern zu Tische saß, mochte sich um so weniger weigern, mit den Gästen des Hochzeitsmahles niederzusitzen. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß es dem Herrn nicht um Speise und Trank zu thun war, da nur dies vorzüglich seine Speise war, den Willen seines himmlischen Vaters zu vollziehen. Sei es, daß Jesus bei seiner Teilnahme an diesem Hochzeitsmahle die Absicht gehabt habe, seinen Gönnern zu zeigen, daß es sich mit der Tugend gar wohl vertrage, manchmal auch eine Erholung und eine unschuldige Freude sich zu gestatten, so war diese doch nicht die einzige und vorzüglichste. Jesus erschien bei dieser Hochzeit, um zu wirken die Werke seines Vaters, um zur Glaubensstärkung seiner neuberufenen Jünger seine göttliche Herrlichkeit durch sein erstes Wunderwerk zu offenbaren und durch diese Wunderthat wie durch seine Worte auch die übrigen Gäste für das Reich Gottes, für Wahrheit und Tugend zu gewinnen. Endlich wollte er gewiß vor der ganzen Welt zeigen, daß die eheliche Verbindung eine ehrwürdige Handlung sei, die er selbst durch seine Gegenwart heiligen wollte, da sie in seiner Kirche zu einem heiligen Sakramente erhoben werden sollte.

Das Fest verlief, wie wir annehmen müssen, mehr oder weniger nach der gewöhnlichen Art solcher Unterhaltungen, als man endlich gewahrte, daß es an Wein mangelte. Maria sieht diesen Mangel; als Weib, Mutter und, wie allgemein angenommen wird, als Verwandte der Festgeber, merkt sie deren Verlegenheit und verwendet sich in liebevoller Weise für sie um Abhülfe. Wie sollte sie auch nicht von Liebe und Mitleid gerührt werden! Was anders könnten wir von ihr, der Mutter Gnade selbst, erwarten, als Gnade und Wohlwollen! „Wie die Hand, sagt der hl. Bernard, welche lange eine fußduftende Frucht oder Blume gehalten hat, deren Duft den ganzen Tag bewahrt, so mußte gewiß auch die ganz von Güte und Gnade durchdrungen sein, in deren Schoß die Liebe und Gnade selbst geruht hatte; und um so mehr, als diese Liebe in ihrem Herzen wohnte, bevor sie in ihrem Mutterschoße lag, und als sie, da sie diesen Schoß verließ, um in die Welt zu kommen, ihre Seele nicht verließ". Es war somit natürlich, daß Maria Mitleid hatte mit der Verlegenheit der Neuvermählten und um ihretwillen die Macht und Liebe ihres Sohnes in Anspruch nehmen wollte.

Wir können nicht verkennen, daß die Antwort, welche ihr Sohn ihr gab, auf den ersten Blick eine gewisse Härte und Kälte ausdrückte, und als ob der, welcher sie gibt, verhehle, die verlegene Bitte abzuschlagen und zugleich jede nähere Beziehung zwischen ihm und der Bittstellerin zu leugnen, so daß er damit sagen wollte, es sei dieses nicht die passende und rechte Gelegenheit, um seine Macht zu offenbaren, oder es sei deren Ausübung in diesem Augenblick noch verfrüht. „Weib, was hab du mit mir zu thun? Meine Stunde ist noch nicht gekommen." Jedoch welches ist der thatsächliche Ausgang der Sache? Maria bittet ihren göttlichen Sohn ein Wunder zu wirken; die vollkommenste Antwort darauf ist die Gewährung der Bitte; diese giebt Jesus; die Worte die er dazwischen sprach, mögen ein Geheimnis sein, sie können aber sicherlich kein Widerspruch zu seiner Handlungsweise sein. Es ist doch schwer zu glauben, daß er durch seine Worte derjenigen einen Beweis geben wollte, die er durch seine That so hoch ehrt.

Wie sollen wir uns jedoch die scheinbare Härte der Antwort erklären? Warum scheint es, daß der Herr die Absicht hatte, die Bitte abzuschlagen, da er doch in Wirklichkeit ihr dieselbe gewähren wollte? Zunächst mag er dadurch, daß er die Bitte im reichsten Maße erfüllte, uns haben ermutigen wollen, niemals zu zweifeln an der Erlangung dessen, was wir von seiner Güte begehren, wenn nur Maria unsere Vermittlerin ist. Was dürfen wir nicht erwarten, daß er für sie thun wird, wenn die Stunde ihrer Verherrlichung auf der ganzen Erde gekommen ist, da er sogar um ihretwillen der Stunde vorgreift, die er zur Offenbarung seiner eigenen Herrlichkeit bestimmt hatte.

Sodann mag der Herr bezweckt haben, die erhabene Standhaftigkeit des Glaubens Mariä zu offenbaren. In dieser Weise pflegt der Herr mit den Seelen zu verfahren, die er sehr liebt. Großen Seelen, die im Glauben und in der Liebe befestigt sind, legt er ein größeres Kreuz auf; für diese sind Zurücksetzungen, äußere Heimsuchungen und Widerwärtigkeiten nur Prüfungen, geheime Wege seiner Liebe. Und sie bewahrte sich im Glauben und in der Liebe; denn sie gab ihre Weisungen, als sei die Erhörung ihrer Bitte selbstverständlich.

Das Einzige, was die Worte des Herrn in Wirklichkeit ausdrücken, ist dieses, daß in dem Augenblick, wo sie gesprochen wurden, der Herr auf ein höheres Verhältnis zu dem Zwecke der Verrichtung dieses Wunders hindeuten wollte, als das, was in natürlicher Weise zwischen ihm und seiner Mutter bestand. Maria hatte ein Wunder begehrt, wie der Erfolg zeigte; sie wendete sich darum an die göttliche Natur, und diese war es, die ihr jene Antwort gab. Zwischen dieser und der Natur Mariä war ein unendlicher Abstand; denn wenngleich Maria mit Recht die Mutter Gottes genannt wird wegen der unzertrennlichen Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in der einen Person Christi, ihres Sohnes, so ist sie doch nicht die Mutter der Gottheit Christi. Es war daher von Wichtigkeit, daß diese Wahrheit öffentlich festgestellt wurde beim Beginnen seiner Wirksamkeit. Der hl. Augustinus sagt über diese Stelle: „Christus Jesus, unser Herr, war beides, Gott und Mensch; als Gott hatte er keine Mutter, als Mensch wohl. Maria war seine Mutter dem Fleische nach, in seiner Menschheit, in der Schwachheit, die er unsertwegen auf sich nahm. Aber das Wunder, das er vollbringen wollte, wollte er kraft seiner Gottheit, nicht seiner menschlichen Schwachheit verrichten; weil er Gott war, nicht weil er als ein schwacher Mensch geboren worden war. Seine Mutter nun bat ihn um ein Wunder; er aber weigert sich gleichsam, den Leib, der ihn geboren, anzuerkennen, wenn er im Begriffe steht, göttliche Werke zu vollbringen und spricht demnach: Du hast den Teil von mir, der Wunder wirkt, nicht hervorgebracht; du bist nicht die Mutter meiner Gottheit. Da du aber die Mutter meiner Schwachheit bist, so werde ich dich dann anerkennen, wenn diese Schwachheit am Kreuze hangen wird. Das ist die Bedeutung der Worte: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen". Denn in der Stunde seiner Schwachheit erkannte er sie an, die er in Wahrheit stets anerkannt hatte. Bevor er noch geboren war, erkannte er sie in der Vorbestimmung; und bevor er als

Gott sie erschaffen, von der er als Mensch geboren werden sollte, kannte er seine Mutter. Aber für eine bestimmte Zeit und in einem Geheimnisse erkennt er sie nicht, und später zu einer andern Zeit, die noch nicht gekommen ist, will er sie wieder in einem Geheimnisse anerkennen. Und dieses dann, wozu das, was sie gebaren, sterben sollte."

Der Heilige spielt hier an auf jene Worte, die Jesus am Kreuze sprach, als er seine Mutter dem geliebten Jünger Johannes empfahl mit den Worten: „Siehe deine Mutter"; und „die Stunde", wo er seine gebenedeite Mutter nicht anerkennen wollte, wo er nichts „mit ihr zu thun hatte, sollte die ganze Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit sein, von diesem ersten Wunder zu Kana bis zu seinem Tode auf Golgatha. Danach aber sollte eine andere Stunde kommen, die Stunde seines Triumphes, wo sie ihren Einfluß auf ihn rechtmäßig ausüben konnte, wo sie von ihm Wunder erbitten und erlangen konnte, wo sie ihren Platz in seinem Königreiche einnehmen sollte, wie er ihr vorher bestimmt war.

Weit entfernt also einen thatsächlichen Widerspruch gegen unsere Marienverehrung zu enthalten, ist dieser Vorgang im Leben der gebenedeiten Jungfrau einer der sichersten, belehrendsten und erbauendsten Gründe unserer Verehrung zu ihr, eines der untrüglichsten Zeichen der Güte und der Macht der Gottesmutter.

Die Bilder und die Verehrung des heiligen Antonius.

Auf den nächsten Dienstag fällt das Fest des heiligen Antonius, mit dem Beinamen der Große, welcher Hauptbegründer des Einsiedler- und Klosterlebens ist. Er lebte im Anfang des 4. Jahrhunderts. Seine Lebensgeschichte hat der Kirchenvater Athanasius selbst geschrieben und somit beruht die Legende desselben auf den besten geschichtlichen Zeugnissen. Antonius ist besonders berühmt geworden durch seine Weisheit, mit der er vielen ein Führer zur Vollkommenheit geworden ist, und durch seine Gebeid und siegreiche Standhaftigkeit, womit er alle Anfechtungen und Versuchungen überwunden hat.

Die Zeichen und Sinnbilder, die er auf seinen zahlreichen Bildern trägt, deuten diese Tugenden an. Er erscheint als Einsiedler mit einer Kutte und hält ein Buch in der Hand, weil er ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung die heilige Schrift auszulegen verstand. Das Buch ist meist geöffnet, und das deutet auf folgenden schönen Bericht seiner Legende hin. Als einst heidnische Weisheit ihn in der Wüste besuchen und ihn fragten, wie er denn die Zeit verbringen und betrachten könne, da er ja ohne Gesellschaft und Bücher sei, gab er die schöne Antwort: „Ein Buch habe ich immer zur Hand, und das ist stets aufgeschlagen. Es ist das offene Buch der Natur. Das erste Blatt darin ist grün, es ist die Erde mit ihren Blumen, Bäumen, Gewächsen und Tieren jeder Art. Es ist ein großes Blatt, reich beschrieben mit allerlei Buchstaben und Zeichen, leuchtenden Punkten und Strichen. Dann folgt ein blaues Blatt, das Meer in seiner unermeßlichen Größe und Erhabenheit. Das dritte Blatt ist der Luftraum mit dem Gewimmel des Lebens. Das vierte silberdurchwirkte Blatt ist der Himmel mit seinen glänzenden Sternen."

Ein anderes Kennzeichen des Heiligen ist das Kreuz mit dem Glöckchen. Das Kreuz hat die Gestalt des Stabes und trägt noch jetzt den Namen „Antoniuskreuz". Das Glöckchen deutet auf die Sitte des Heiligen hin, die Einsiedler der Wüste mit einem Glöckchen zu Andacht und Gebet zusammen zu rufen. Die Glocke ist zugleich ein christliches Zeichen von allgemeiner Bedeutung. Die Glocke gehört zum christlichen Gottesdienst, Glockenklang bedeutet die beseligende Herrschaft der christlichen Religion. Die Heiden und Türken untersagten in ihren Ländern den Christen den Gebrauch der Glocken. So wurde das Glöckchen des heiligen Antonius später oft als Zeichen des christlichen Sieges über das Heidentum und über den Teufel gedeutet, dessen Werk nach den Worten des heiligen Paulus das Heidentum ist.

Zu Darstellungen seines Todes ist der heilige Antonius von Mönchen umgeben, während Engel seine Seele zum Himmel tragen. In Klöstern findet man oft das Bild seines Zusammentreffens mit dem heiligen Einsiedler Paulus, wie beide das ihnen vom Raben gebrachte Brot teilen.

Reliquien des heiligen Antonius werden verehrt in Rom, Köln, Doornik, Antwerpen, namentlich aber in St. Julien zu Arles.

Der heilige Antonius fand besonders beim Landvolk ein große Verehrung. Schon zur Zeit des Heiligen lebten 6000 Mönche nach der vom heiligen Antonius gegebenen Regel. Gegenwärtig gibt es noch mehrere Antonius-Klöster in Syrien auf dem Libanon und diese Antonius-Mönche sind neben den Basilianern die einzigen Klosterleute im Morgenlande. Im Abendlande wurde 1095 bis nach ihm benannte Genossenschaft der Antonier gestiftet, 1096 in Clermont bestätigt und 1298 zu einer Brüderschaft von Chorherren erhoben. Sie hatten ein schwarzes Ordensfeld mit einem Antonius-Kreuz von zinnoberblauer Farbe. Die Mönche pflegten ihre Ankunft in den Dörfern, wie der heilige Antonius es bei seinen Mitbrüdern gethan hatte, mit einem Glöckchen anzukündigen. Bei den Landleuten worden denn die Antonius-Mönche und die von ihnen geübte und empfohlene Verehrung ihres Patrons sehr beliebt, namentlich weil diese Ordensleute Vorbilder einer guten Haus- und Landwirtschaft waren.

Der heilige Antonius wird in dem römischen Martyrologium treffend mulorum monachorum pator, „Vater vieler Mönche", genannt. Wegen der Hilfe, die man zur Zeit der Pest durch seine Fürbitte gefunden hat, wird der Antoniustag an einzelnen Orten, in der Diöcese Münster z. B. zu Darfeld, noch jetzt als ein sogenannter gelobter Tag feierlich begangen. In verschiedenen Gemeinden Westfalens besteht der Gebrauch, am Antoniustage Schweinefleisch, namentlich Köpfe und geräucherte Küchenstücke, zu opfern, welche der Pfarrer unter die Armen verteilt.

Auch in den sprichwörtlichen Wetterregeln wird der Antoniustag oft erwähnt, z. B.: „An St. Antoni wächst der Tag um eine Stunde." In Italien wird dem St. Antoniustag zugeschrieben, daß er Schnee oder neue Kälte bringt. In Deutschland heißt es: „St. Anton im Januar, findet er Eis, so schmilzt er's, findet er kein's, so macht er's."

Ein unparteiisches Urteil über Klosters Aufhebungen.

„Ein großer Fehler war es, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichkeit herabsetzte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschehen. Wo sind denn die den Klöstern gewachten Reichtümer, wo ihre Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schutz- und Unterrichtskammern für das Land, und die es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsere Staaten nun schon einmal alles nur insoweit dulden wollen, als sie Geld daraus pressen können. Aber hätten denn die Klöster nicht auch stehen bleiben können, aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren denn nicht sie es, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, umwohnende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit ihr sittliche und wissenschaftliche Bildung brachten? Was wären wir ohne unsere Klöster? Nichts wie halbwilde Germanen. Hat unsere Jetztzeit gar kein Gefühl für Dank und ehrwürdiges Alter? O wir beraten nach die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerstörenden Aufklärerei ernüchtert, froh sein werden, wenn in die zerfallenen Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen." Der das schrieb, war nicht etwa ein finsterer Ultramontaner, sondern der schweizerische Naturforscher Oken im Jahre 1814. Was würde er wohl jetzt sagen?

Herrn Valentin Kreishubers Brautfahrt.

In einer menschenfeindlichen Winternacht, da ein trostloses Gemisch von Schnee und Regen unaufhörlich herabrieselte und der flackernde Schein der Laternen die spärlichen Fußgänger nickte und äffte, daß sie, um eine Pütze zu vermeiden, sicherlich in eine noch schmutzigere patschten, saß der königliche Postoffizial Herr Valentin Kreishuber als letzter Gast in der Restauration, wo er sein Abendbrot und nach demselben sein genießendes Quantum Bier einzunehmen pflegte. Es war heute viel später geworden als gewöhnlich: das abscheuliche Wetter, die vorempfundene Unbehaglichkeit, die zu Hause seiner wartete, hatte ihn so lange in dem warmen, freundlich erleuchteten Raume festgehalten. Dabei war er allmählich so tief in allerlei Denken und Sinnen verfallen, daß er es gar nicht bemerkte, wie es um ihn her immer leerer ward, und er nun ganz allein dasaß. Vielleicht hätte er das auch jetzt noch nicht gemerkt, hätten nicht die Kellner, indem sie anfingen, die Stühle auf die Tische zu stellen, ihm in zarter Weise angedeutet, es sei nun Zeit, sich zu verabschieden.

Herr Valentin Kreishuber — man wird es wohl erraten haben — war Junggeselle und zwar hatte er bereits in den Vierzigern. Seine Bekannten hatten es allseitig aufgegeben, ihn mit den üblichen Stichreden zu zwacken und aufzugehen; und als sie Solches noch betrieben, da nahm seiner, weshalb denn eigentlich Valentin den sanften Banden Hymens so beharrlich auswich: einer jüngeren Schwester zuliebe. Diese führte ihm nach der Mutter Tod den Haushalt, zu seiner vollen Zufriedenheit. Einmal, in längst verklungenen Tagen war ihm der begrabenwerte Gatt bedenklich auf den Leib gerückt. Allein da die Auserwählte sich nur wenig freundlich erwies gegen seine Schwester und die spottende Lange nicht gelgeln mochte, auch keinen Zweifel ließ, sie werde das allerdne Mädchen, das ganz auf des Bruders Unterstützung angewiesen war, nicht neben sich im Hause dulden, so war Valentins Gesinnung gegen die junge Schöne rasch erkaltet, und hatte dieser Angelegenheit ein Ende gemacht. Dies Verfahren zeugte aber um so mehr von liebenswürdiger, ja hochherziger Rücksichtnahme auf Zrzhrtrise, als diese, schon seit ihrem achtzehnten Jahre einem braven, aber mittellosen Manne verlobt, den Bruder unmaßl verheiratet hatte, sie werde dem Rufe ihres Getreuen folgen, sobald er an sie regeln, und Valentin allein in der Stadt zurücklassen, an welche er durch seinen Dienst gebunden war. Und dieses war vor einigen Monaten eingetreten. Valentin hatte hierauf die Sorge für seine Bequemlichkeit einer Haushälterin anvertraut; die schien aber ihre Aufgabe dahin zu fassen, daß es gälte, das Haus gegen ihn und ihn aus demselben zu halten. Sie kochte Reißig ihre Lieblingsgerichte, kamen aber einmal die seinen. Sie zankte mit ihm, kam er zu spät zum Mittagessen, was sich doch bei seinem Dienste gar nicht immer vermeiden ließ. Sie war gekränkt, und zwar laut vernehmlich gekränkt, wenn er ins Theater ging, ohne ihr gleichfalls einen Platzerlaß zu verschaffen. Und als er einmal ein paar Freunde ohne ihr Vorwissen zu einem Braten und einer Flasche Wein gebeten hatte, da führte sie sich geradezu schrecklich auf. Zudem strebte sie ganz augenscheinlich, der Thatsache auch die legitime Begründung zu geben, daher er sich denn kurz entschloß und ihr ein volles Halbjahr vorausbezahlte, damit sie unverzüglich das Feld räume. Durch diese eine Erfahrung genötigt und entmutigt, that er sich als Chambergarnisch auf. Aber es war ihm grauenhaft, von betrachten Kellnern bedient zu der Wirtstafel sitzen zu müssen, er, der bisher am eigenen Tisch behaglich sein Stück Fleisch und seinen Wein genossen hatte, zu dessen Einkauf er allzeitlich noch Bernkastel sahe. Das Mittagsschlöfchen schien ohne die erfrischende Kraft, seit er nicht mehr gleich vom Eßtische weg sich aufs Sofa strecken konnte, sondern erst eine Viertelstunde durch Wind und Wetter seinem Heime nachlaufen mußte. Das abendliche Speisen im Bierhause, früher ab und zu als Abwechslung ganz willkommen, wurde ihm immer unausstehlicher, und allein bei seiner Petroleumlampe zu sitzen, das hielt er auch nicht aus. So flüchtete er, nach Art bequemer Menschen, immer häufiger ins Reich der Phantasie, seinen bejammernswerten Zustand wenigstens für kurze Weile hinwegzutäuschen, zu vergessen. Gerade heute hatte er sich recht ins Ausmalen der Wonnen behaglichen Glücks versetzt, deren er teilhaft wäre, säße an seiner Seite ein junges Kuges-Weibchen, das für ihn sorgte, ihn pflegte, mit dem er abends lange traulich Gespräche führen könne. Aber ach! Das war ein heimtückisches Mittel: aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurückgezerrt, wie mußte diese nun um so freudloser gräßlicher sich aufdrängen!

Der schnöderhafte Heimweg! Das Aufsperren der Hausthür! Das Lichtmachen in dem kalten, unfreundlichen Schlafzimmer, dessen Fenster bei Zeiten zu schließen die rücksichtslose vergebliche Magd natürlich wieder verhindert hatte!

Das waren Uebel genug, die Verschärfung des Daseins aufs äußerste Minimum, wo nicht gar ins Negative hinabzudrücken. Am anderen Morgen mit feuchten Stiefeln ins Kaffeehaus, ein harter Kampf um die Morgenblätter — o Pantoffeln, Schlafrock, lange Pfeife! Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist! Doch man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt! Nein, dem mußte ein Ende gemacht werden! Glaublich, lieber aus dem Leben hinaus, als fürder noch einem solchen entgegen!

Er stand mit den Kellnern, welcher im gleichen Raume arbeitete, auf freundschaftlichem Fuße; doch fand ein besonderer Verkehr nicht statt, nachdem Valentin früher zu wiederholten Malen Einladungen des Bierausschusses, sich aus dem Wege gegangen war. Darum war jener einigermaßen erstaunt, als Valentin kaum zur üblichen Begrüßung sich Zeit ließ und sogleich fragte:

„Sagen Sie mal, lieber Collega, Sie gehen doch

bis Samstag in den Liederkranz; könnten Sie mir nicht eine Karte verschaffen?"

„Herzlich gern, lieber Freund! Wenn Sie sich vielleicht uns anschließen wollen?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

Dann nahmen sie ihre Schreiberei vor, als sei gar nichts bevorzug Wichtiges zwischen ihnen verhandelt worden. Der Collega aber sprach später seiner Ehehälfte und den Töchtern mit einem gewissen wolkstuenden Enthusiasmus von der Liebenswürdigkeit seines Freundes Kreishuber.

Dieser überzeugte sich, als es Samstag Abend geworden, den geschickten Händen eines Friseurs und trat sodann als wirklich nicht unvorteilhafte Erscheinung in den Liederkranz, wo er alsbald von Kollegen bemerkt und seiner Familie zugeführt wurde. Neben der ältesten Tochter, Fräulein Euphrosyne, stand noch ein leerer Stuhl, und es dünkte dem guten Valentin kein übles Geschick, daß man ihm diesen sammes, denn Euphrosyne war ein hübsches, ja reizendes Mädchen, und was den ästlichen Freier fast noch mehr für sie einnahm: ihr Kostzeug zeugte in seiner Einfachheit von gutem Geschmack, als wolle sie ein Exempel die alte Wahrheit darthun, daß natürlicher Reiz und Anmut am überzeugendsten reden, wenn sie äußern Aufputz und Künste verschmähen. Sie schien ein anzuzweifeltes Köpfchen, brachte ab und zu eine etwas übergroße Bemerkung vor, die sie mit Anstand und Geschick zu verteidigen wußte, und beim Gewimmel ihres weißen Stimmchens fühlte sich Valentin bald wie das Fischlein im Wasser. Da wollte es ihn langlück, daß sie den Satz hinwarf, die einzige wahre Freude des Menschen sei die Schadenfreude. Das mißfiel ihm und er forderte Begründung. Nun ließen sie die Hässtruppen des Gedächtnisses im Stich, sie wurde verlegen und gestand schließlich in ziemlicher Beschämtheit, sie habe diesen Ausspruch irgend einmal wo gelesen. Im Nu schwand der günstige Eindruck, welcher von ihr in seiner Seele stand, in Nichts zurück, und an seiner Stelle erhob sich ein Herrbild, das sich bemühte, eine liebenswürdige, geistreiche Miene zu machen, ohne daß diese die geistige Armut dahinter zu verhüllen vermochte.

So kam also sein erster Versuch zum Scheitern. Allein die Lust, noch ferner zu wagen, ging dabei nicht mit auf den Grund. Hatte ihm auch der erbogte falsche Mißklang zugleich den wirklichen Reiz getrübt und verfremdet, so blieb dessen Wirkung doch noch stark genug, um die Mühe einer anderwärts erneuten Aufsuchung desselben lohnend erscheinen zu lassen.

Darum machte er gleich den folgenden Sonntag bei einer bekannten, bisher von ihm vernachlässigten Familie Besuch und erhielt nach kurzem die übliche Einladung. Die eine der beiden Haustöchter war mit einem jungen Kaufmanne verlobt, und Valentin, der in seinen Vorzüge ein wenig mißtrauisch war, wollte angesichts der jugendlichen Begeisterkeit dieses Bräutigams die eigene Freierschaft daheim für ein etwas waghalsiges Unternehmen anschauen; doch erregte gleichzeitig das beglückte Zusammensein, der heiter innige Verkehr der beiden Liebenden solche Empfindungen in ihm, daß das freundliche Entgegenkommen der jüngeren Tochter ihm recht wie ein kostbares, immerverweilendes Geschenk vorkam. Allein das liebe enthusiastische Kind schien beinahe für nichts anderes sich zu interessieren, als für die Ausstattung der älteren Schwester; es schwärmte so hingebend für die Renaissance-Einrichtung, welche die Wohnung des jungen Paares (nach den Anschauungen der Zeit) schmücken sollte; es besprach so eingehend die Irrtümer, die bei Auswahl und Bestellung dieser Gegenstände mit untergelaufen seien, und sehte mit so überzeugendem Verständnis auseinander, wie es vorkommenden Falles dergleichen Fehler und Sünden wider den Geist des Zopfes vermeiden werde, daß es dem guten Valentin allmählich bange dabei ward. Sie schien wirklich die Ehe fast nur unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, daß sie die Möglichkeit einer „stilvollen" Einrichtung gewährt. Nun war das ja gewiß noch nicht die schlimmste Art, über Liebe und zu was sie gut ist, zu denken; aber ihm wollte sie doch nicht genügen. Er sagte: wer sein Haus als Rechtstuschkuchen betrachtet und als ein den Launen des Zeitgeschmackes unterworfenes Spielzeug, dessen Gesichen wird auch nicht viel anders sein, als ein Etagerechen, auf dem heute die, morgen die Nippschächelchen prangen, wie es eben gerade die herrschende Mode erfordert.

Mancher anmutigen Leserin wird nun vielleicht der arme Valentin als grieggrämlicher Pedant, als querköpfiger Kleinigkeitskrämer, wo nicht gar als noch Schlimmeres erscheinen. Ich bedeutete ihn aufrichtig darum, doch kann ich ihn nicht anders machen, als er ist, und so muß ich berichten, daß er sich auch hier bald wieder zurückzog. Da er aber trotzdem entschlossen war, noch fernerweit in dem Strome derjenigen mitzuschwimmen, welche in höchterreichen Häusern Gegenstand mannigfaltiger Betrachtung zu sein pflegen, so konnte es nicht fehlen, daß er bald zu jenem Familienbinder, bald zu diesem ihn dannzumal zugezogen wurde; überall lernte er Mädchen kennen, die ihm wohl gefielen, keine aber vermochte seine bauernde Gunst zu erringen, und fast immer waren es nur Kleinigkeiten, welche entdeckten Neigung die Wurzeln abgruben. Daß es aber im Leben mancherlei Gebiete gebe, wo, entgegen dem bekannten Sprüchwort, der am meisten findet, der sucht, und gerade weil er sucht, das kam ihm nicht in den Sinn. Als sein Ziel stets in der nämlichen Ferne verblieb, redete er sich alles Ernstes ein, er habe den rechten Zeitpunkt verpaßt und gehe, ein Martyrer der Geschmackerliebe, einer ewig trüben Zukunft entgegen.

Da fand er in einer Gesellschaft, wo alle die jungen Damen aufs nachdrücklichste befliffen waren, die Lichter ihrer Talente auf den Scheffel zu stellen und in vollen Glanze leuchten zu lassen — einige durch Vortragen von Arien und Liedern, andere durch Spielen effektreicher Klavier- oder Violinsonaten, wieder andere durch Vorweisen ihrer Skizzenbüchlein und Aquarellstudien, aber durch Mitbringen eigener Gedichte, eine sogar durch Ausstellung der in Ton modellierten und gebrannten Büste ihres Vaters — in diesen Wettenkaine fand er ein Mädchen, das still dasaß und an dem Treiben jener begeisterten Künstlerinnen nur mäßiges Gefallen zu finden schien. Valentin gesellte sich zu ihr, und seine Frage, ob sie denn zu keiner jener Künste in einem Verhältnis stehe, klang fast wie dankende Anerkennung, dafür daß dies wirklich der Fall sein sollte. Aber sie entgegnete: „Wohl hätte ich Talent genug, um mindestens dasselbe zu leisten, wie jene; aber meine Devise ist: Alles oder Nichts. Erkenne ich das Höchste als unerreichbar für meine Kunst, so mache ich mich gar nicht auf den Weg. Indem, was will die Kunst? was ist ihre Wirkt? Man sagt: Verschönerung des Lebens. Kann sie aber von außen herangebracht werden? Nein, sie muß aus der eigenen Brust des Menschen erblühen. Darum kommt es nicht auf Verschönerung des Lebens an, sondern auf Vertiefung desselben. Die Realität zu erfassen; bis in die Tiefen des Unbewußten zu dringen; im tollen Wechsel der Geschichte die Fäden zu erkennen, durch welche sie dennoch den transscendentalen Ideen und Gesetzen verknüpft ist; die Welt erschaffen, indem man sie als Resultat der Vernunft und als Produkt der Vorstellung und des Willens aufzeigt: das scheint mir einzig wahrhafter Beruf des Menschen, will er mehr sein, als, nach dem Ausdruck eines alten cynischen Denkers: ein gerupfter zweibeiniger Hahn. Diesem Berufe das Leben zu widmen, ist unsere Pflicht, und, nachdem ich sie dafür erkannt, mein ernstlicher Wille."

„Wenn Ihnen nun Glück zu wünschen ist, gnädiges Fräulein. Uebrigens, wenn ich mich nicht täusche, ist es Platon, von welchem jener Ausspruch stammen soll, und ich halte dafür, daß alle Hähne zweibeinig sind." Sie wollte etwas erwidern; allein er hatte genug und empfahl sich.

Nannette aber entsagte er seinen Hoffnungen, seinen Plänen. Er bildete sich ein, das schöne Geschlecht gründlich kennen gelernt zu haben: es konnte ihm nicht bieten, was zu fordern er sich berechtigt glaubte. Inzwischen hatte der Schmerz jener Enttäuschung der Qualenkraft des öden Junggesellentums neue Bürden hinzugefügt. Sie war ganz unerträglich geworden. Zum Ziel wahrlich nur das eine: dem Rate der Schwester folgend, sich pensionieren zu lassen und zu ihr zu ziehen. Zwar war er fast noch zu jung, um schon mit Anstand den amtlosen Müßiggänger spielen zu dürfen. Allein verhorrte er in seiner trostlosen Einsamkeit, so war sein Leben nicht mehr sicher vor ihm selber. Er nahm auf einige Tage Urlaub, um zu Zephirine zu fahren, mit dieser die Sache zu besprechen.

Er hatte sich im Wartesaal eine echte Zwyortiere angeschafft, die er sich nur an Festtagen und bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten gönnte. Die Eitelkeit dieser Reise rechtfertigte eine so feierne Feier ihres Anteils. Wie er nun an den geöffneten Thoren entlang ging, sah er bei einem zufälligen Seitenblick ins Nichtmacher-Coupé hinein ein junges Mädchen sitzen, das ihn merkwürdig reizend bedünken wollte. Und doch konnte er wegen des Schleiers von ihrem Gesichte fast nichts erkennen, unterschied überhaupt, um die Wahrheit zu sagen, kaum etwas anderes, als ein niedliches Hüchen, das rasch entrann Riebe verschwand, als er schwand einen Moment stehen blieb. Er ging weiter, aber schon nach wenigen Schritten sah er ihn seltsam wieder zurück. Doch nein! „Es wäre die reinste Thorheit, einem Nichts, einer leeren Phantasterei dies immerhore Kraut zu opfern!" dachte Valentin und fing das Rauchkraut nebenan.

Da kam ein junger stutzerhafter Herr daher, wirf, nachdem er des Mädchens ansichtig geworden, ohne Besinnen seine Cigarre weg und verschwand in der Thüröffnung. „Sie werden zu einander gehören," dachte Valentin, und verspürte etwas wie Aergerg. — „Einsteigen! höchste Zeit!" riefen die Schaffnerk. — „Und wenn's hundertmal eine Eisel ist!" fuhr Valentin auf, schleuderte die Hovenzeh von sich, sprang hinaus und war im Nebencoupé.

Sehr von oben herab erwiderte der junge Herr seinen Gruß; ärgerlich, fast feindselig schaute ihn das Mädchen an. Wahrscheinlich hatte er ein verabredetes, ersehntes Allein-Zusammensein gestört. Zu dem unwillkürlich sich regenden Neide gesellte sich Trauer über sein eigenes Geschick. Ach, wenn er doch auch ein Mädchen wüßte, das auf ihn wartete und um seinetwillen einen anderen zornig anblickte! So ein Mädchen! ach, gerade dieses Mädchen! Der Zug war schon im Lauf, aber noch keines von den Beiden hatte ein Wort gesprochen. Je mehr aber Valentin (verstohlen!) das reizende Geschöpf betrachtete, um so gemeiner und niedriger kam er sich vor, daß er einem so lieblichen Wesen die Freude vergällen wollte, und er nahm sich vor, auf der nicht mehr fernen Station zum dritten Male einen neuen Platz zu suchen, damit sie ihn wenigstens nicht für einen gar zu rücksichtslosen Menschen halte. Gerade hatte er den hochherzigen Entschluß gefaßt, da tat der Jüngling den Mund auf und redete das schöne Fräulein in einem widerwärtig schnarrenden Jargon an. Es gab nur ganz notdürftig Antwort und zeigte deutlich, daß es die Unterhaltung mit dem Gegenüber durchaus nicht zu den von ihm besonders ersehnten Annehmlichkeiten rechne. Allein dieser ließ dadurch nicht abschrecken, und Valentin merkte mit freudiger Genugthuung, daß, je jäher und abgeschmackter sein Gebrauch ward, das Mädchen immer einsilbiger und abkehrender wurde, bis es mit einem Male aufstand, um dem beglückten Valentin gegenüber Platz zu nehmen. Er war beglückt, aber er getraute sich nicht, sie nun seinerseits unterhalten zu wollen, bis sie durch einige Fragen über die durchfahrene Gegend ihn gewissermaßen dazu aufforderte. Der junge Galan schnaute arg verkühlt drein, und als der Zug hielt, verließ er eilig und ohne ein weiteres Wörtlein den Wagen. Valentin war klug genug, dieser ganzen Szene keinen Epilog zu weihen, sprach eifrig und munter, und da er im Drange der Erhebung ganz vergaß, sich um den Schein der Liebenswürdigkeit zu bemühen, so kam er dem Mädchen wirklich recht liebenswürdig vor und dieses freute sich fast der Zudringlichkeit jenes Schwätzers: hatte sie doch die neue, so angenehme Bekanntschaft vermittelt. Denn wäre alles im gewohnten Geleise und ohne Zwischenfall verlaufen, so hätte dem Valentin auch kein besseres Los geblüht als jenem Lästigen, und zwar wegen seiner dreisten Preisblicke vor der Abfahrt.

Das Fräulein war, das stellte sich in der Unterhaltung bald heraus, mit der Familie von Valentins Schwager genau bekannt, und wie es bisweilen geschieht, daß ganz fremde Menschen, sobald sie gemeinsame Freunde entdecken, rasch Vertrauen zu einander fassen, so dauerte es nicht lange, und Valentin wußte, daß Hermine bisher einem alten reichen Onkel das Haus geführt und jetzt nach dessen Tode eine Stelle als Kindergärtnerin angenommen hatte; die Stelle sei zwar nicht sonderlich, aber sie habe zugreifen müssen, weil sie nicht in der Lage sei, auch nur einen Tag warten zu können.

Er verwunderte sich, daß der Onkel, den sie doch gewiß treu gepflegt, gar nichts zu Gunsten für sie gesorgt habe. „Er hätte es gewiß getan," versetzte Hermine, „er sprach immer davon. Aber er hatte eine große Furcht, sein Testament zu machen, und ist dann ganz plötzlich gestorben." — „Dann wäre es die Pflicht seiner Erben gewesen." — „Der Onkel war diesen gar nicht hold gesinnt. Und da sie sämtlichermeise meinten, ich bestärke ihn in dieser Abneigung, so waren sie hinwiederum mir nicht sonderlich hold. Sie glaubten übrigens damals auch, es sei anderweitig für mich gesorgt." In Valentins Blicken lag wohl die Frage nach der Ursache dieser Annahme, aber er frug nicht laut. „Ich war damals verlobt. Wie aber der Onkel ohne Testament starb, hatte ich Veranlassung, meinem Bräutigam sein Wort zurückzugeben." — Da konnte sich der gute Valentin doch nicht enthalten, seine Ansicht über jenen Menschen in sehr unvorteilhafter Weise kundzugeben. — „Nein, Sie beurteilen ihn zu hart," entgegnete sie. „Er tat, was er seiner Natur nach mußte. Ich muß sagen, daß mir das Entgehen der

Erbschaft fast als ein Glück erschien." — „Sie haben die schöne Gabe, mein liebes Fräulein, an allem die angenehmere, freundlichere Seite zu sehen." — „Es liegt bei uns, die Sonnenseite der Dinge herauszufinden." — „Wie glücklich müssen Sie da sein!" — „Wenn auch nicht immer glücklich, so doch nie unzufrieden mit meinem Los."

Die Fahrt dauerte noch über vier Stunden, aber es trat in dieser ganzen langen Zeit keine einzige Pause ein in ihrer Unterhaltung. Und als sie am Ziele angelangt waren und Zephirine zur Begrüßung des Bruders am Bahnhofe fanden, konnte der glückliche Valentin sagen: „Meine Herkunft, gute Schwester, hatte nur den Zweck, Dir meine liebe Braut vorzustellen."

Mein letztes Kartenspiel.

Es war im zweiten Jahre der dritten Republik in Frankreich, als ich zum ersten Male Paris besuchte, von dem mir meine im Kriege gewesenen Vettern und Freunde so vieles erzählt hatten. Ich war als junger Mensch selbstverständlich im höchsten Grade gespannt auf das Babel an der Seine, in dem ich, obwohl es unter der neuen Regierung weit sittsamer geworden sein sollte als früher, immerhin im Stillen irgend ein Abenteuer zu erleben hoffte, zur Entschädigung für die endlose Langeweile, die ich in meinem märkischen Heimatsorte lange Jahre hindurch bei dem unvermeidlichen Kartenspiel erduldet hatte.

Paris müßte doch einem jungen Menschen mit gutem Willen gewiß etwas Besseres zu bieten haben und im Geiste schwebten mir schon die Gestalten vieler reizender Pariserinnen vor, mit denen ich trotz meines scheußlichen Französisch und trotz des Racenhasses schon fertig zu werden hoffte und so durchstreifte ich denn auch alsbald nach meiner Ankunft die Straßen und Vergnügungslokale nach allen Richtungen. Schon nach acht Tagen aber wurde ich inne, daß es in Frankreich weit schwerer ist, als in Deutschland, bei einer Familie Zutritt zu erhalten oder gar mit der Tochter des Hauses in Verkehr zu treten, denn die angeblich so lustigen Franzosen, die ich gestern kennen lernte, erinnerten sich meiner schon heute nicht mehr und das Jagen sowohl nach als auch einem jungen rheinischen Landsmann, den ich gelegentlich traf, außerordentlich; wir sahen aber bald ein, daß das Vergnügen in Paris eigentlich nur für Roués und Spieler da ist und in Verzweiflung und Langeweile verfielen wir selbst wieder auf das Spiel, das wenigstens einen nervösen Reiz bot. Wir besuchten wiederholt einen Spielklub mittlerer Sorte, in dem sich allabendlich eine Gruppe von leidenschaftlichen Gesichtern zusammenfand und seltsamer Weise verfolgte mich von nun an das Glück immerfort, als solle mich das Spiel entschädigen für den Mangel auf anderem Gebiete. Am dritten Abend hatte ich wiederum wie an den beiden vorigen derartige Erfolge, daß die Bank in Gefahr war und ich nur auf Zureden meines Freundes aufhörte zu setzen.

Neben mir saß diesmal ein alter Militär, der auch bei Sedan mitgefochten hatte; dieser zeigte den ganzen Abend hindurch eine solche Teilnahme für mein Glück, daß es mir wohl hätte auffallen müssen, wenn ich nicht vom Erfolge ganz trunken gewesen wäre.

Immer wieder applaudierte er mir zu jedem neuen glücklichen Zuge und als dann endlich der Croupier erklärte, für heute müsse das Spiel eingestellt werden, da wollte er mich schier umarmen und auf seine freudige Anregung hin, lud ich denn die ganze Gesellschaft zum Champagner ein. Sorglich machte der Alte sich aber zuvor noch um mich zu schaffen, indem er vor meinen Augen das ganze gewonnene Kapital schnurgerad zusammenstrich und es behutsam in meinen Taschen unterbrachte, wobei er ganz die biedere Rauheit des alten Soldaten entwickelte.

Im Laufe der lebhaften Unterhaltung sah ich wohl manchmal neidische Blicke auf mich gerichtet, aber ich hielt Wirtmann zu meinem alten Beschützer, welcher auch nach Verlauf einer Stunde plötzlich selbst der Sitzung ein Ende machte, indem er, als ich eben wieder nach einer neuen Flaschen rufen wollte, die Hand auf den Arm legte und halblaut sagte:

„Nein, lieber Freund, jetzt ist es besser, wenn Sie aufhören, es wird Ihnen sonst schwer, Ihren Heimweg zu finden; Sie sind das noch nicht gewöhnt, wie wir alten Flaneurs. Ich denke, wir nehmen jetzt noch eine Tasse guten Kaffee und damit Gott befohlen."

Ich war in der That schon gewiß unverhellen Sinnes, verstand aber doch, daß der Vorschlag gut war, fand ich war froh, daß die ganze Gesellschaft gleichzeitig auf das Wort Kaffee hin sofort aufbrach und sich entfernte.

Nach wenigen Augenblicken befand ich mich mit dem alten Soldaten allein in den öden Räumen, in dem die Lichter fürmlich bläßerer zu glimmen schienen. Der Alte, der vorher so lebhaft gewesen war, hatte plötzlich seine Miene geändert, jetzt blickte er tief ernst drein und schaute ordentlich vorsichtig um, bevor er die Unterhaltung mit gedämpfter Stimme weiter führte.

„Sehen Sie, lieber Freund," so begann er wieder, „es ist das mit einem solchen Klub so eine eigene Sache. Es mögen ja je nach dem man will, ganz würdige Leute sein, die sich hier zusammenfinden, aber es ist doch eine gar böse Versuchung, einen Glückspilz wie Sie, abends hält bei sich zu haben, und es thut mir ordentlich leid, daß Ihr Landsmann sich mitschleppen ließ. Er wird jetzt draußen irgendwo auf Sie warten, aber das bietet Ihnen keinen Schutz, und ich habe ernstliche Besorgnis um Sie; wenn ich Ihnen raten soll, so hören Sie auf meinen Vorschlag. Sie mußten um jeden Preis nüchtern sein, denn auch unter dieser erhabenen Republik giebt es hier in Paris sonderbare Ereignisse und darum bestellte ich bei der Wirtin, einer charmanten Frau, recht starken Kaffee, den Sie nehmen müssen, bevor Sie gehen; sodann rate ich Ihnen, heimzufahren und nur große, hellerleuchtete Straßen zu passieren. Fahren Sie möglichst rasch und ohne Aufenthalt, und Sie werden morgen froh sein, daß Sie meinem Rate gefolgt haben."

In diesem Augenblick wurde der Kaffee gebracht, den ich, um den glühenden Durst zu löschen, mit einem einzigen Zuge hinunterstürzte.

Während dessen kam es mir vor, als zucke es wie Ironie um den dürftigen Mund des Alten, aber ich wurde mir dessen nicht mehr klar bewußt, denn fast augenblicklich darauf fühlte ich, wie der Rausch mich noch viel stärker als zuvor umfaßte vor meinen Augen tanzte alles im Kreise auf und nieder, in meinen Ohren summte es heftig und ich mußte mich fest an den Tisch klammern, um nicht vom Stuhl zu fallen, während ich nur noch stotternd sagen konnte, es sei mir sehr unwohl geworden und ich könne unmöglich jetzt nach Hause fahren.

„Das sehe ich selbst wohl," versetzte der Alte, „in Ihrem Zustande dürfen Sie nicht auf die Straße, denn es könnte Ihnen das Allerschlimmste passieren; es ist das Beste, wenn wir die Wirtin hier ersuchen, Sie für diese Nacht hier zu behalten und dann gehen Sie morgen am hellen Tage ruhig mit Ihrem Geide nach Hause."

Zu weiterem Nachdenken war ich unfähig, und so nahm ich den Vorschlag an und stieg mit dem herbeigerufenen Croupier ins obere Stockwerk, wo schon ein Zimmer bereit war.

Sowie Besinnung hatte ich noch, daß ich mir jetzt eiligst den Kopf mit Wasser kühlte und sehr viel Wasser trank.

Bald fühlte ich mich wirklich leichter und nach und dämmerte in mir der Gedanke auf, wie gefährlich es doch eigentlich sei, auf diese Weise in einer Spielhöhle zu übernachten, während mein Landsmann offenbar längst heimgewandert war.

Schwankend verriegelte ich die Thür und schob eine Kommode davor, untersuchte das Fenster und das Bett, versteckte mein Geld unter das Kopfkissen und dann legte ich mich nieder.

Ich war aber in einem unerklärlichen Zustande, wie ich ihn nie gekannt hatte; alle Nerven bebten in mir, von Schlaf war gar keine Rede; statt dessen flog meine Aufregung immer mehr und ich sah bald die entsetzlichsten Schreckbilder vor meinen Augen. Ich richtete mich auf, kehrte mich nach der Wand zu, um den fixern Wollmondschein draußen nicht zu sehen, und endlich fing ich an, jedes einzelne Teilchen des Mobiliars zu betrachten, bis auf das schwere Himmelbett, in dem ich lag und das sich über mir wölbte, plump und massiv, wie aus der Großvaterzeit, mit dichten Vorhängen, die ich jedoch gleich zurückgeschlagen hatte. Sodann studierte ich das Bild über der Kommode, welches einen alten Schweizer Landsknecht mit Federhut und Hellebarde darstellte; dann weilten meine Gedanken wieder in der fernen Heimat, wo im Elternhause ein ähnliches Bild hing.

Eine Viertelstunde verbrachte in Träumereien, dann blickte ich wieder einmal nach dem Landsknecht hin, aber — was war denn das? Träumte ich immer noch? — Der Krieger hatte den federgeschmückten Hut tief über den Kopf gezogen! Ich sah es ganz deutlich, das Bild hing merklich hoch und war hellbeleuchtet, aber auf dem Haupte fehlten jetzt die großen Federn des Hutes, — nein, der ganze Hut fehlte, ja die gesamte Fläche des Gesichtes war jetzt durch irgend einen dunklen Gegenstand zugedeckt. Wieder und wieder blickte ich hin, und jetzt begann auch der breite weiße Halskragen auf dem Bilde zu verschwinden.

Was ging denn vor? Ich blickte zufällig über mir in die Höhe, aber träumte ich denn noch oder bewegte sich wirklich der Bettthimmel über mir?!

Ganz langsam, geräuschlos, regelmäßig kam er tiefer und tiefer herab, und die Fransen an dem äußeren Rande waren es, die für mich das Bild des Landsknechtes verhüllten.

War denn das möglich? Einen Augenblick erfaßte es mich wie eiskalte Ahnung.

Noch einmal blickte ich nach dem Bilde, das jetzt schon bis an den Leibgurt verdeckt wurde. Vor einer furchtbaren Todesgefahr lag ich regungslos da und immer tiefer senkte sich die Decke. Einen Augenblick noch, einen letzten, — dann vermochte ich mich wieder aufzuraffen und an dem Rand der Decke, die schon meinen Kopf preßte, glitt ich vorbei und fiel geräuschlos auf den Teppich vor dem Bett.

Aufstehen war ich nicht im Stande, aber ich starrte behend das Schauspiel an, das sich da vor mir entwickelte.

Der Bettthimmel behandelt aus einer schweren Matratze, die sich jetzt fest auf mein Lager gepreßt hatte und welche an einer langen hölzernen Schraube durch die Zimmerdecke hindurch bewegt wurde.

Nach und nach wich das Entsetzen von mir und ich begriff nun, warum vorhin das Stichwort Kaffee die ganze Spielgesellschaft so rasch entfernt hatte und weshalb mein Landsmann mitgenommen worden war. Ich sollte nicht allzuviel Champagner trinken, um nachher nicht den präparierten Kaffee mit erbrechen zu müssen und mein würdiger Führer war ein gemeiner Mörder.

Eine Viertelstunde etwa blieb die Matratze liegen, dann hob sie sich langsam wieder, aber nun begriff ich, daß es die höchste Zeit zur Flucht sei. Nur durch's Fenster konnte ich diese bewerkstelligen und ohne Geräusch öffnete ich dasselbe, nahm das Geld an mich und entdeckte eben, als ich den gefahrvollen Sprung in die Tiefe wagen wollte, eine Dachrinne, an der ich in wenigen Sekunden auf die Straße hinglitt.

Eine Viertelstunde nachher befand ich mich im Bureau des Polizeipräsidiums, wo ich einem der Commissare mit fliegenden Worten meine Erlebnisse erzählte.

Der Mann schien anfangs geneigt, an meinem Verstande zu zweifeln, als ich aber mit großer Bestimmtheit die Adresse nannte und mich selbst zum Führer erbot, da entschloß er sich doch, mit seiner Mannschaft das Haus zu untersuchen. —

Was soll ich noch weiter berichten?

Es erwies sich, daß der alte „Krieger Napoleons" ein oft bestrafter Verbrecher und der eigentliche Inhaber des Spielhauses war, während die Wirtin und der Croupier zu seiner Familie gehörten.

Man fand die Maschinerie des Bettes, welches der wüchige Veteran selbst konstruiert hatte, genau so, wie ich sie beschrieben hatte.

Eine Woche lang sprach man in Paris von nichts anderem als von meinem Abenteuer und ein Theaterdirektor gedachte allen Ernstes, eine Nachahmung des Mordwerkzeuges auf der Bühne darzubringen, was indessen die Regierung aus guten Gründen verbot.

Der Uebeltäter traf eine vieljährige Kerkerstrafe, auf mich aber blieb der Eindruck meines Erlebnisses ein so nachhaltiger, daß ich seitdem nie wieder Karten gespielt habe.

Sonntag, 15. Januar. 2. Sonntag nach hl. 3 Könige. Fest vom h. Namen Jesu. Maurus. Sonntagsevangelium von der Hochzeit zu Kana. Johannes 2, 1—14. Epistel Römer 12, 6—16. Festtagsevangelium Lukas 2, 21. Epistel Apostelgeschichte 4, 8—12. In St. Andreas nach der Nachmittagspredigt, Andacht für die Bruderschaft vom guten Tode.

In St. Rochus: 7½ Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Mitglieder der St. Elisabeth-Konferenz. Nachmittags 4 Uhr Versammlung der Mitglieder des Marianischen Jungfrauen-Vereins, 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Rochus.

Montag, 16. Januar. Marcellus. In der St. Rochus-Kapelle 6 Uhr hl. Messe.

Dienstag, 17. Januar. Antonius, Einsiedler.

Mittwoch, 18. Januar. Petri Stuhlfeier zu Rom.

Donnerstag, 19. Januar. Canutus.

Freitag, 20. Januar. Fabianus und Sebastianus. Heute am Feste des hl. Sebastianus morgens 6 Uhr hl. Messe in der St. Rochus-Kapelle, 9 Uhr Hochamt in der Pfarrkirche zum hl. Rochus, 6 Uhr Andacht zu Ehren des hl. Sebastianus.

Samstag, 21. Januar. Agnes.

Sonntag, 22. Januar. 3. Sonntag nach hl. 3 Könige. Vincenz und Anastasius. In St. Maximilian: Hauptfest der Bruderschaft vom hl. Herzen Maria.